

Waisen und Witwen bittet er um freundliche Aufnahme, die ihm jeder Katholik gerne gewähren wird. Groß ist die materielle Not in Indien, trotz der verschwenderischen Fülle, mit der die Natur dieses Land ausgestattet hat; noch größer aber ist das geistige Elend Indiens. Mit den Missionsnöten und Aussichten Indiens will der vorliegende Kalender den geehrten Leser bekannt machen. Mehr als 320 Millionen Heiden harren in Indien noch auf die frohe Botschaft.

## Kirchliche Zeitläufe.

Von Msgr. Dr. Matthias Hiptmair in Linz.

1. Die Religion im Kriege — Licht und Schatten. Befürchtungen. Christliche und dogmatische Toleranz. 2. Amtliche und nichtamtliche Kundgebungen zur römischen Frage. Dr. Ebers und Dr. Hilgenreiner. Verschiedene Lösungsmöglichkeiten der Frage. An'er Standpunkt. 3. Verschiedenes: Ein Stück Hirtenbrief. Die Oratio s. Clotildis. Notruf aus den Spitälern als Anerkennung der katholischen Seelsorge.

1. Je näher hoffentlich das Ende des blutigsten und verbrecherischsten aller Kriege kommt, desto mehr beschäftigen sich die Geister mit der Feststellung seines Ergebnisses. Soll und Haben werden berechnet, Gewinn und Verlust wird abgemessen. Auch für die Religion und Kirche stellt man die Rechnung zusammen, denn auch für diese hat der lange, ausgedehnte Kampf ansehnliche Posten geschaffen. Ob die Rechnung günstig ausfallen wird? Wir wissen es noch nicht. Als im August 1914 der gewaltige Sturm orkanartig losbrach, konnte man frohe Hoffnung hegen. Unsere Soldaten aus allen Nationen zogen im großen und ganzen mit Gott ins Feld. Sie hatten im Angesichte des ungeheuren Ernstes der Ereignisse ihr Gewissen in Ordnung gebracht und an der Kommunionbank Herzenskraft geholt. In ihrer Tasche lagen Rosenkranz und Gebetbuch. Tiefgläubige Söhne eines gläubigen Volkes waren es, die zum Schwerte griffen. Die Daheimgebliebenen beteten seither mit der Kirche Tag für Tag um des Himmels Schutz für sie und um Sieg für ihre Waffen, sie bringen öffentlich und im geheimen unzählige Opfer an Entbehrung und Liebe. Gott ist aller Zuflucht und Kraft geworden. Als nun gar die Soldatenbriefe aus den Schlachtfeldern eintrafen voll religiösen Sinnes und Gottergebenheit, da wurden die schönen Worte wie kostbare Perlen gesammelt, an die Schnur gereiht und öffentlich gezeigt. Die Kriegsandachten, Kriegsprozessionen, Missionen und Wallfahrten bewiesen, daß das Volk weiß, wo wahre Hilfe und Trost zu suchen und zu finden ist. Viele haben wieder den Wert der Religion erkannt und sich bekehrt. Nun hieß es, der Krieg ist ein Missionär, ein Exerzitiemeister, ein Apostel und Prediger, der Krieg hat religiöse Erneuerung, religiösen Aufschwung, einen Wendepunkt im kirchlichen Leben gebracht, er, der große Meister und Wundertäter in der großen Zeit! Der Apostolische Feldvikar, Bischof C. Bjelik, hat dem Feldklerus für die ausgezeichnete Leitung der

Seelsorge, für seinen Opfer- und Heldenmut in den gefährlichsten Lagen und schwierigsten Stellungen das höchste Lob gespendet, so daß feststeht, daß auch von dieser Seite das Herrlichste geleistet worden ist. Auch die Andersgläubigen machten nicht andere Beobachtungen. Sie hegten noch mehr stolze Erwartungen, wie aus ihrer Presse hervorgeht, als wir; sie zogen noch kühnere Folgerungen, wenn sie hörten, daß ihre Lieder „Eine feste Burg ist Gott“ und „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten“ in den Schützengräben gesungen wurden; sie träumten von einer neuen Epoche des religiösen Lebens, wenn erst die kampferprobten Krieger in die Heimat zurückgekehrt sein würden. Also herrliche Aktivposten für Glaube und Religion.

Allmählich aber zeigte der Krieg auch ein anderes weniger schönes Gesicht, so daß man sich schon gezwungen sieht, Eintragungen auch in das Schuldbuch zu machen. Nicht alle, die ins Feld zogen, nahmen die Waffenrüstung des Glaubens mit. Neben dem Beter steht auch der Spötter, der Lasterhafte, der Ungläubige. Nicht bei allen weckte der Schlachtendonner höhere Gefühle, ernstere religiöse Gedanken, nicht jeden bekehrte der Anblick des Todes, sondern manche sind denen ähnlich, die in der Apokalypse (9. 20, 21) beschrieben werden. Der Krieg erweist sich zum Teil als Verführer, als Zerstörer, der die menschlichen Leidenschaften nicht dämpft und zügelt, sondern eine unheimliche Steigerung derselben verursacht. So war es bei Kriegen von jeher. In allen Ländern spielen sich Lieferungsprozesse ab und erfolgen Verurteilungen wegen Preistreiberien, die ein grelles schlimmes Licht auf den mangelhaften Gerechtigkeitsfinn so vieler werfen. Die schändlichen Krankheiten greifen verheerend um sich und drohen die Volkskraft zu zerstören. Theaterdirektoren glauben noch immer Stücke auf die Bühne bringen zu müssen, die den Ehebruch und Gattenmord lehren, und kein volles Haus zu bekommen, wenn nicht die Sinnlichkeit gereizt wird. Erheben sich warnende Stimmen dagegen mit dem Hinweis auf den furchtbaren Ernst der Zeit, so läßt die große Presse ungehäumt ihre Peitschenhiebe auf die „Zeloten“ niederhauen, die aus der freien fröhlichen Welt eine Welt der Büßer und Kopfhänger machen möchten. Allenthalben mehren sich die Klagen über die Verrohung, die überhand nimmt im kleinen wie im großen, und eine Gefahr wird für die sonst so hochgepriesene Kultur. Den Gipfel der schandbarsten Roheit hat wohl Cadorna durch die zwecklose Zerstörung der schönen Stadt Görz erklimmen. Man hatte gehofft, daß der Krieg bei der Sozialdemokratie der Religion günstige Wirkungen hervorbringen werde und wollte solche auch schon gesehen haben. Aber jetzt erfahren wir aus der „Christlichen Welt“, daß seit den letzten Monaten eine Rückwärtsbewegung eingesetzt habe. Führer der Gewerkschaften, der Jugendbewegung, der Presse wollen behaupten, daß jetzt erst die wahre Entscheidung der Sozialdemokratie gegen die Religion stattgefunden habe. In der Presse wird absichtlich jeder religiöse Ton vermieden und kein Wörtchen mehr gebraucht,

das an Religion erinnern könnte. Die Jugendarbeit hat gerade während des Krieges grundsätzlich auf alle Religion, ja auf die Verwendung jedes idealistisch-religiösen Moments verzichtet. Die Gewerkschaften haben noch stärker als früher jede ethisch-religiöse Beeinflussung, die in ihren Kreisen versucht wurde, abgelehnt. Es besteht keine Hoffnung mehr, daß von der anfänglichen religiösen Erregung der Massen viel übrig bleiben könnte.

Das wird so recht begreiflich, wenn man sich die religiöse Lage vor dem Kriege vergegenwärtigt. Niemand hat diese Lage zutreffender mit einem einzigen Satze gekennzeichnet als der Heilige Vater, der in einer Rede gesagt: „Man muß sich bewußt sein, daß der Friede nicht ohne göttliche Zulassung und Erlaubnis den Erdfreis verließ, damit nämlich die Menschen, die all ihr Sinnen auf irdische Dinge gerichtet hatten, sich für das Vergessen und Vernachlässigen Gottes durch gegenseitige Verwüstungen selber bestrafen.“ Die Gottvergessenheit infolge der Jagd nach dem Irdischen, im Genuß des Zeitlichen, in der abgöttischen Hochschätzung der Dinge dieser Welt war grenzenlos. Die Diesseitigkeitsstimmung der Zeit war deshalb so vielfach anti-religiös und antikirchlich gerade in jenen Kreisen, wo die Welt die größten Fortschritte gemacht: in den Industriezentren und in den Städten, wo die Technik und profane Wissenschaft ihre Triumphe gefeiert hat. Daß eine solche Lage auch ein Krieg, und wäre er noch schrecklicher und blutiger als der heutige, nicht mit einem Schlage ändert, liegt auf der Hand. In der Weltpolitik galt bei den meisten das Interesse und nur das Interesse als Quelle des Rechtes, als Motiv und Ziel der Handlungen, als Rechtfertigung der ärgsten Verbrechen, des Mordes, des Raubes, des Verrates, des Angriffes, der Vernichtung des Nachbarn. Im Namen des eigenen Interesses nahmen Serbien, Rußland und Italien das Recht in Anspruch, Oesterreich zu zerreißen, und im gleichen Namen hatten England und Frankreich beschlossen, Deutschland zu zertrümmern. Da die Wasser von oben nach unten fließen, so gewannen diese irdischen Interessengedanken nach und nach in den niederen Schichten der menschlichen Gesellschaft immer größere Verbreitung und suchten nicht ohne Erfolg den christlichen Glauben und die christliche Moral zu verdrängen. Wir lasen zu Beginn des Krieges als Folgen dieser Zeitgesinnung Sittenschilderungen, die haarsträubend sind. Sie betrafen die Ueberhandnahme des Neu-Malthusianismus, den Kampf gegen die Unauflöslichkeit und Einheit der Ehe, das Verlangen nach Freigabe der Päderastie, den systematischen Angriff auf das keimende Leben, den Unglauben bei den sogenannten Intellektuellen, die Verleumdungen, Verdächtigungen und Verachtung der Priester und der kirchlichen Handlungen, die höchstens als Schmuck der Familienfeste und =ereignisse Geltung besitzen sollten, kurz Dinge, die mit Religion, mit ewigen Wahrheiten und mit Gott nichts zu tun haben, die aber auch nicht auf einmal und im Handumdrehen zu bessern und zu beseitigen sind; das sind eben Dinge,

die ihre Wurzeln zu tief in die Erde treiben und nach Möglichkeit fortwuchern. Wenn nun angesichts solcher Wahrnehmungen und Erwägungen die Hoffnung auf reichen religiösen Kriegsgewinn herabgestimmt wird, so ist das begreiflich. Es fehlt aber schon nicht an solchen, die mit Besorgnis und Bangen in die Zukunft schauen. Sogar solche gibt es schon, die den scharfen Windzug eines kommenden Kulturkampfes zu verspüren glauben, sei es nun in was immer für einer Form. Es muß nicht gerade die plumpe Bismarckische sein; es gibt auch feinere Formen. Auch wäre es nicht das erstemal, daß nach einem Kriege die Waffen gegen die Kirche gefehrt würden, wie so manche von uns sich erinnern können, die die Jahre 1859, 1866 und 1870 erlebt haben. Es ist besser, sagte einst Gambetta zum Fürsten Hohenlohe, man läßt die Parteien auf die Kirche los, als daß sie gegenseitig sich zerfleischen. Daher auch sein bekanntes Schlagwort: Der Klerikalismus ist der Feind. Und schon vor Jahresfrist schien einen deutschen Bischof die trübe Ahnung von einem derartigen Ereignisse beseelt zu haben, als er schrieb: „Die Katholiken tragen Schulter an Schulter mit den andersgläubigen Mitbürgern ihren redlichen Teil an den Lasten des Krieges. Hoffentlich wird dem katholischen Volksteil nicht Galle und Essig in die Siegesfreude gemischt wie nach dem letzten Krieg.“ Wir wollen gleichfalls hoffen, daß es nicht geschehe, aber im Plane der göttlichen Vorsehung könnte es dennoch liegen, uns einer neuen derartigen Feuerprobe auszusetzen, wie manche aus gewissen Erscheinungen schließen, sei es, damit wir unsere Glaubensstärke in besonderem Lichte zeigen können, sei es auch, um die wirklich drohende Gefahr der dogmatischen Toleranz, des Indifferentismus und Latitudinarismus, die der Syllabus Pius' IX. als Irrtum kennzeichnet, von den Katholiken fernzuhalten. Daß eine solche Gefahr besteht, kann wohl nicht geleugnet werden. Die christliche Toleranz, die im Kriege herrliche Triumphe feiert, die der Heilige Vater durch seine unermüdlche Tätigkeit in der Milderung der Kriegsleiden glänzend übt, die von jeher ein Gebot des Christentums und der Kirche ist, diese christliche Toleranz wird nicht immer mit der nötigen Klarheit und dem gebotenen Vorbehalt gepredigt und eingeschärft, sondern auch mit der dogmatischen Toleranz verwechselt oder doch mit ihr vermengt. Das Wort des deutschen Kaisers, daß er keine Parteien mehr kenne, welches er auf die Konfessionen gewiß nicht anwenden wollte in dem Augenblicke, wo er zu seinen Untertanen als Staatsbürger, nicht als Religionsbekenner sprach, wird nur zu oft mißverstanden oder mißbraucht. Aber hingerissen von der Schönheit und dem Zauber des friedlichen, einträchtigen Zusammenlebens der Soldaten in den Schützengraben und Spitälern, übersehen und vergessen manche, daß es eine verbotene *communicatio in sacris* gibt und die Dogmen die unveräußerlichen Prinzipien und die unentbehrlichen Grundsätze für das religiöse Leben bilden, die keiner Verwässerung, geschweige

denn der Beseitigung preisgegeben werden dürfen. Wohin man mit einer Preisgabe in letzter Instanz käme, zeigt in den Reihen der Andersgläubigen der Hamburger Pastor Hunzinger. Hunzinger wünscht als Kriegsgewinn, als Ergebnis des Völkerkampfes einen neuen Lebensstypus der Kirche, der nicht mehr eingeordnet sei in die Begriffswelt des Urchristentums und der Theologie, nicht mehr Intellektualismus, sondern Gefühl. Das alte Christentum der Dogmen, meint er, und der kirchlichen Bekenntnisse ist im Kriege bankrott geworden; daher fort mit ihnen und dafür Pflege einer schlichten dogmenfreien Frömmigkeit. Diese verstehe unser Volk, diese will es, diese ist möglich, wie der Krieg gezeigt hat. Und aller Streit in der Kirche wird aufhören. So meint ein Hamburger Pastor, und die Logik kann ihm nicht abgesprochen werden, wenn man an den Dogmen einmal rütteln läßt. Aber Christentum wäre das nicht mehr und der Streit dürfte dann erst recht angehen. Man kann also noch nicht mit Sicherheit wissen, wie der religiöse Kriegsgewinn ausfallen werde.

2. Amtliche und nichtamtliche Kundgebungen zur römischen Frage. Seit Italien seinen ruchlosen Krieg gegen Oesterreich begonnen hat und ruhmlos fortsetzt, steht auch die römische Frage auf der Tagesordnung und ihre Behandlung in Büchern, Broschüren und Zeitungen dauert ohne Unterbrechung an. So sah sich denn das italienische Ministerium endlich gezwungen, sein bisheriges Schweigen zu brechen und durch den Mund seines Justizministers Orlando eine öffentliche Erklärung abzugeben. Orlando benützte als Gelegenheit dazu seine Rede, die er über den Krieg in Palermo hielt und sagte: Die italienische Regierung habe unter anderen Schwierigkeiten auch die der gebührenden Behandlung des Papstes überwunden, indem sie einfach das Gesetz, welches die geistliche Souveränität des Papstes anerkenne und garantiere, weitherzig gedeutet und angewendet habe. So habe in einer Zeit, die kein Prinzip und kein Recht geschont, und in der sich die feierlichsten internationalen Verbindlichkeiten als nichtig erwiesen haben, der Papst die Kirche ohne Beschränkung des Rechtes seiner Freiheit und Sicherheit und seines Ansehens regieren können. So der Minister. Der Heilige Vater Benedikt XV. säumte nicht, dem amtlichen Redner zu antworten und zwar bei der feierlichsten Gelegenheit, die es gibt, in dem am 6. Dezember bei Anwesenheit von zweiundzwanzig Kardinalen abgehaltenen Konsistorium. Und diese Antwort lautet klar und deutlich, ebenso taktvoll als entschieden also: Die Lage des Oberhauptes der katholischen Kirche, in die es durch Italien sich versetzt sieht, gewährt nicht die zur Kirchenregierung unbedingt notwendige volle Freiheit. Das hat er gleich seinen Vorfahrern vor dem Krieg schon erklärt und beklagt. Jetzt aber während des Krieges sieht jedermann, wie schwer die Anzuträglichkeiten für die Kirche und den Apostolischen Stuhl sind und wie sehr sie die Würde des obersten

Sirten verletzen. Wenn auch den Regierungsmännern die Absicht nicht fehlt, jene Unzuträglichkeiten zu mildern oder zu beseitigen, so beweist diese Absicht allein schon, daß die Lage des Papstes von den Staatsgewalten abhängig ist und beim Wechsel von Menschen und Umständen noch mehr verändert und verschlimmert werden kann. Nun kann doch kein verständiger Mensch behaupten, daß eine so ungewisse und anderer Leute Willkür unterworfenen Lage die dem Apostolischen Stuhle zukommende ist. Um von anderen offenkundigen Unzuträglichkeiten zu schweigen, bedeutet der Umstand, daß beim Ausbruch des Krieges einige beglaubigte Botschafter auswärtiger Regierungen zur Wahrung ihrer persönlichen Würde und der Vorrechte ihres Amtes Rom verlassen mußten, für den Apostolischen Stuhl eine Minderung eines eigenen angestammten Rechtes und die Schmälerung einer notwendigen Garantie sowie die Beraubung des ordentlichen und vor allem angemessenen Mittels zur Behandlung seiner Angelegenheiten mit den auswärtigen Regierungen. So ist sogar auch der Verdacht entstanden, daß der Papst bei Behandlung der Angelegenheiten der kriegsführenden Völker sich von den Einflüsterungen jener bestimmen lasse, die bei ihm noch Vertretungen haben. Die vermehrten Schwierigkeiten bezüglich des Verkehrs zwischen ihm und der katholischen Welt erschweren ihm auch die Bildung eines genauen und vollständigen Urteils über die Kriegsereignisse zum Schaden seiner Friedensbestrebungen. Eine solche Sprache hatte man in Montecitorio nicht erwartet, und Salandra, stolz wie ein siegreicher Feldherr, erklärte, seine Fahne vor dem Vatikan nicht senken zu wollen. Und der Justizminister verkündete in gereiztem Tone in der Kammer Sitzung, daß das Garantiegesetz ein objektives Dokument sei, das rein internen Charakter habe, seit 1871 bestehe und bestehen bleibe, es besitze keinen kontraktlichen Charakter, welcher irgend jemanden außer den italienischen Staatsorganen ein Anrecht zur Zustimmung, Ergänzung oder Beanständigung gebe. Das Papsttum habe es noch nie so gut gehabt als jetzt unter Italien. Die Gesandten Oesterreichs und Deutschlands beim Vatikan seien auf eigenen Antrieb abgereist, was Italien nichts angehe. Mehr wußte der Minister nicht zu sagen, aber es war das schon zu viel, denn keine dieser ministeriellen Behauptungen entspricht der Wahrheit und den Tatsachen. Was die Abreise der Gesandten anbelangt, so ist es Tatsache, daß die Regierung ihnen die unkontrollierte Chiffrekorrespondenz verweigerte, was Voraussetzung jeder diplomatischen Tätigkeit ist, sie wenigstens der Aufsicht des Vatikans unterstellen wollte, so daß sie also zum Schutze ihrer Würde und ihres Amtes zur Abreise sich gezwungen sahen. Daß es der Gefangene im Vatikan gut habe, ja besser als früher, ist nur Hohn. Daß das Garantiegesetz nur ein internes staatliches Recht sei, ist richtig, aber auch sein Grundfehler, an dem es zusammengebrochen.

Es trifft sich gut, daß der Professor des öffentlichen Rechtes an der Universität Münster, Dr Ebers, sein Buch: „Italien und das

Garantiegesetz“ herausgegeben hat.<sup>1)</sup> Dr G. J. Ebers weist darin nach, daß gerade das Garantiegesetz im Weltkrieg seinen Zusammenbruch gefunden (und daher als ebenso nichtig sich erwiesen habe, wie andere feierliche Verträge, auch der des Dreibundes, an die der Minister in Palermo gedacht). Das famose Gesetz mußte, weil auf Sand gebaut, beim ersten Windstoß stürzen, da die Gesetzgeber den internationalen Charakter des Papstes absichtlich übersahen und ein innerstaatliches Recht schufen. Sie machten das Oberhaupt der Weltkirche zum Privilegenträger Italiens, dem sie die Gnadengabe eines Jahresstipendiums zuwiesen. Sie hielten es nicht einmal für notwendig, ihrem Gesetze die Sicherung eines unabänderlichen Verfassungsstatutes zu verleihen, sondern überließen alles den Launen eines Ministeriums und Parlamentes. In der Tat gestattete die Regierung des öfteren die Verletzung der einzelnen Paragraphen des Gesetzes, ließ von der Presse, der Loge, den Radikalen die geheiligte Person des Papstes ungestraft beschimpfen, und seit dem Kriege darf er als „Söldner Oesterreichs“, als Feind Italiens trotz seiner peinlichsten Neutralitätshaltung verschrien werden, ja die Loge darf zum Volkssturm auf den Vatikan aufrufen und eine Strafexpedition fordern. So sieht die weitherzige Behandlung des Garantiegesetzes aus, von der Orlando so große Worte macht. Und merkwürdig, die Staatsmänner Italiens, deren Blicke ins Weite, fast ins Unermeßliche ich weisen, wo es sich um ihre „Aspirationen“ handelt, haben bezüglich des Papstes eine so enge, kurzlichtige Auffassung, als ob es sich um einen Menschen handeln würde, der eine weit kleinere Stellung als der Fürst von Monaco einnimmt. Sie verschließen freilich ihre Augen absichtlich, und es wird Sache der katholischen Welt sein, sie ihnen zu öffnen. Nun ist die Welt schon an der Arbeit, besonders seit Italiens Soldaten am Isonzo kämpfen und sterben, dieses Werk zu vollbringen. Seither mehren sich die Stimmen in erfreulicher Menge, die den internationalen Charakter der römischen Frage und des Papsttums laut verkünden und zum allgemeinen Bewußtsein bringen, die insbesondere die Lösung der römischen Frage verlangen. Wir verweisen unter den vielen literarischen Erzeugnissen auf die Schrift des Universitätsprofessors Dr Karl Hilgenreiner in Prag: „Die römische Frage nach dem Weltkrieg.“<sup>2)</sup> Diese schön geschriebene, ziemlich umfangreiche Broschüre, ausgestattet mit einer reichen Literatur, gibt eine klare Darstellung unseres Themas, seines Wesens, seines Rechtes und der Notwendigkeit seiner befriedigenden Lösung. Natürlich kommt es auf das Wie der Lösung an — und das getraut sich kaum jemand in entschiedener, bestimmter Weise zu sagen. Kommt man zu diesem

<sup>1)</sup> Verlag und Druck von J. P. Bachem, Cöln. Pr. M. 1.25. Vgl. die Broschüre „Die Freiheit des Papstes und das italienische Garantiegesetz im Lichte des Weltkrieges“ von Josef Blas, Pfarrkurat in Baiertal. Verlag „Unitas“ in Bühl, Baden. Pr. 50 Pf. — <sup>2)</sup> Druck und Verlag der Bonifatius-Druckerei in Prag.

Wie, so möchte man ausrufen: hic haeret aqua! Man bringt allerdings die Sprache auf verschiedene Lösungsmöglichkeiten, aber keiner gönnt man den Sieg, und deckt das eigene Zweifeln und Schwanken mit der Erklärung, daß die Entscheidung, wie die Freiheit und Unabhängigkeit des Apostolischen Stuhles sichergestellt werden müsse, Sache des Papstes selbst sei. Der Papst aber hat sich noch nicht ausgesprochen, was er denke und wolle und für notwendig erachte. Nun liegt gewiß die autoritative Entscheidung beim Papste und ist eine solche auch noch nicht erlossen, aber warum soll der Umstand ein Hindernis schaffen, eine eigene Sentenz sich zu bilden und sie zu verteidigen? Das geschieht doch in zahlreichen anderen Fragen auch, bei denen die oberste Autorität das letzte Wort hat. Der Grund jener Zurückhaltung liegt also offenbar nur in den Schwierigkeiten, die bezüglich der einzelnen Möglichkeiten obwalten. Als erste Lösungsmöglichkeit stellt sich naturgemäß die Herstellung des Kirchenstaates ein. Mit der Unterdrückung desselben 1870 hat die Freiheit des Papstes aufgehört, somit sollte sie durch seine Wiederherstellung neuerdings aufleben. Aber gerade diesen Gedanken fürchtet man. Eine weltliche Herrschaft der Geistlichen, sagt man, sei gegen das moderne Denken, gegen moderne Rechtsempfindung, bringe arge Mißstände mit sich — man hat die Verwaltung unter den Päpsten mit gerade so schwarzen Farben geschildert, wie heute Cadorna seine Kriegsführung mit weißen darstellt, und viele glauben es — nach einer solchen Herstellung ginge der Tanz von vorne wieder an u. s. w. Eine zweite Möglichkeit will man in der Ueberlassung eines kleineren Landstreifens an der Tiber, etwa vom Vatikan bis Cività vecchia, finden. Allein auch das geht nicht recht, weil die Stadt Rom in zwei Teile geteilt werden müßte, was in gesetzgeberischer, administrativer, polizeilicher Hinsicht die größten Unzuträglichkeiten mit sich bringen würde u. s. w. Ein drittes Auskunftsmittel sähen einige in der Garantie der Weltmächte; aber es genügt, den Satz auszusprechen, um seine Hinfälligkeit zu sehen. Wenn Italien sich heute um die Weltmächte nicht kümmert, wie sollte man es später erwarten dürfen? Und der Geist der Weltmächte! Die politischen Interessen und Strömungen! Wer kennt nicht das Interesse, das einst Bismarck an der Existenz des Königreiches Italien gehabt hat, und wer macht sich jetzt nicht seine Gedanken darüber, daß Italien heute den Krieg an Deutschland nicht erklärt? Man ist auf ein viertes Mittel verfallen, die römische Frage zu lösen, indem man den Katholiken Italiens selbst die Aufgabe zuweist, dem Papste Freiheit und Unabhängigkeit zu verschaffen.

Die Patrone dieses Mittels verlangen vom Papste eine Aenderung der bisherigen Politik. Das *Non expedit* solle gänzlich aufgehoben und das Prinzip *ne eletti ne elettori* fallen gelassen werden. Auf diese Weise wäre es den Katholiken möglich, um die Wahlurne sich zu scharen, die Majorität zu gewinnen und eine gerechte, kirchenfreundliche Regierung, die dem Papste gibt, was des Papstes ist,

zustande zu bringen. Ueberraschend könnte es genannt werden, daß dieser Vorschlag aus dem Lager derer kommt, die alles Unheil in der Kirche vom „politischen“ Katholizismus herleiten und diesem selbstgeschaffenen Phantom darum auch unablässig zürnen. Sie berufen sich zur Empfehlung ihres Vorschlages auf die Autorität des Kardinals Gasparri, der gesagt haben soll, daß auch der Heilige Vater eine Aenderung seiner Lage nicht von den ausländischen Waffen, sondern vom Gerechtigkeitsgefühl der Italiener erwarte und somit auf das obgenannte Mittel hinweise. Man darf indes an der Richtigkeit dieser Aeußerung zweifeln, da die Gewährsmänner derselben die Mitarbeiter der „Tribuna“ und des „Corriere della Sera“ sind. Jedenfalls müßte, wenn das angepriesene Heilmittel Erfolg aufweisen sollte, der italienische Parlamentarismus der Zukunft von dem der Gegenwart sich wunderbar unterscheiden, was vom Lande der Freimaurerei und des naivsten Landvolkes, das es auf Gottes Erdboden gibt, nicht leicht jemand erwarten wird. Und vom Gerechtigkeitsgefühl der Italiener etwas erwarten, hieße nach dem gegenwärtigen Kriege ihnen etwas zumuten, was sie nicht zeigen.

Der Vollständigkeit halber erwähnen wir noch zwei Lösungsmöglichkeiten, die wir angetroffen haben, von denen die eine darin besteht, daß gesagt wird, die Welt müsse allgemein verchristlicht werden und dann geschehe von selbst, was man will; und die andere geht dahin, daß die öffentliche Meinung in dem gewünschten Sinne als Trägerin und Beschützerin der päpstlichen Freiheit gebildet werden müsse. Wie aber das eine wie das andere bewerkstelligt werden könne, in einer Welt, deren leitende Kreise vom Christentum sich nur allzuweit schon entfernt haben, bleibt die Frage. Somit läßt sich nicht leugnen, daß das Wie der Herstellung der Freiheit und Unabhängigkeit des Apostolischen Stuhles eine große Schwierigkeit bildet. Vorerst wird sicherlich das italienische Problem selbst, das durch den frevelhaften Krieg geschaffen worden ist, der Lösung zugeführt werden müssen, und dann erst wird das andere, diese Herzenssache der Katholiken, so Gott will, daran kommen. Daß eine praktische Entscheidung getroffen werden, daß das ganze Rom dem Papste gehören, daß ihm wenigstens die Herrschaft über den Ducatus Romanus zurückgestellt werden müsse, bleibt solange unsere Ueberzeugung, bis wir nicht eines Besseren belehrt werden. Auf diesem Standpunkt standen die drei letzten Päpste, diesen Standpunkt verteidigten in einem feierlichen Dokument am 9. Juni 1862 die in Rom zahlreich versammelten Bischöfe, auf diesem Standpunkt steht die mehr als tausendjährige Geschichte.

Als Hauptargument dafür gilt uns die Tatsache, daß der römische Bischof Rechtsnachfolger des heiligen Petrus ist, der als Oberhaupt unserer heiligen Kirche in Rom gestorben. Aus dem Primat folgt das Recht und die Notwendigkeit der päpstlichen Unabhängigkeit und Freiheit zur ordnungsgemäßen Kirchenregierung;

also aus einem Dogma, und aus der Tatsache, daß Petrus Bischof von Rom war und daselbst gestorben ist, ergibt sich die Bedeutung dieser Stadt für das Papsttum. Man kann daher der „Frankfurter Zeitung“ nicht beistimmen, wenn sie schreibt: „Es scheint dringend erforderlich, bei den Erörterungen, die der Zukunft gelten, alle Dinge, die den Glauben und das Jenseits berühren, streng von diesseitigen Verhältnissen abzugrenzen, da doch die Verwischung dieser Scheidelinie in der Vergangenheit namenloses Unheil heraufbeschworen hat. Wenn nach dem Kriege die Schicksale Europas neu geordnet werden, können nur solche Bildungen auf Bestand rechnen, die dem Rechtsbewußtsein der gegenwärtigen Menschheit entsprechen, . . . kein Dogma, kein noch so heiliger Ausspruch könne lebendiger Entwicklung die Wege weisen!“ Wir sind dagegen der Ueberzeugung, daß ohne Berücksichtigung des Dogmas die römische Frage kein Fundament hat, aber auch, daß die ausschließliche Beachtung der diesseitigen Verhältnisse und des modernen Rechtsbewußtseins bei ihrer Regelung nichts von Bestand schaffen könne. Der heutige Krieg lehrt überhaupt zur Genüge, wohin die Welt ohne die Grundsätze des Glaubens, mit dem modernen Rechtsbewußtsein und den ausschließlichen Diesseitsbestrebungen kommt, und welch dauerhaften Bestand ihre Schöpfungen aufweisen.

Wenn das Christentum mit seiner Lehre, das sind die Dogmen, nicht wie Sauerteig auf die irdischen Verhältnisse angewendet worden wäre, so würde die Welt des Heidentums nicht umgewandelt worden sein und man könnte von den Segnungen der christlichen Religion weder in der Familie, noch im Staate sprechen. Die Dogmen haben der Welt die Wege gewiesen und diese Wege in lebendiger Entwicklung führen zur Freiheit, Zivilisation und Kultur der barbarischsten Völker — warum sollten sie heute ihre Kraft und Bedeutung verloren haben? Sie dürfen auch bei der römischen Frage nicht außer acht gelassen werden, wo sich alles um den Primat dreht, von dem allein der Träger der Tiara seine Rechte ableitet, von dessen richtiger Auffassung es abhängt, wie man zu Papst und Papsttum steht. Wenn in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein Thiers meinte, man sollte den Papst nach dem Untergang der Türkei nach Konstantinopel schicken, oder Kenan des Glaubens war, nach Pius IX. werde es keinen Papst mehr geben, so fehlte es beiden in der Wertung des Primates. Und weil es gerade hierin auch heute der Welt so sehr fehlt, darum ist die Lösung der römischen Frage heute so schwierig geworden und man kann wirklich nur sagen, sie hänge ganz und gar vom Walten der göttlichen Vorsehung ab. Was das Organ der Krausgesellschaft neuestens über eine stille Vereinbarung zwischen Vatikan und Quirinal schreibt, wornach eine Aenderung des Garantiegesetzes unter vier Augen beschlossen worden sei, entzieht sich bis jetzt der allgemeinen Kenntnis und darf mit Mißtrauen aufgenommen werden.

3. Verschiedenes. Der hochwürdigste Herr Fürstbischof von Brixen hat einen Kriegshirtenbrief erlassen, in dem er zum fleißigen Rosenkranzgebet im Rosenkranzmonat und doppelt eifriger Verehrung Mariens auffordert. Eine Stelle dieses schönen Hirtenschreibens geht durch die protestantischen Blätter. Die „Preussische Kirchen-Zeitung“ Nr. 49 findet mit der „Wartburg“ Nr. 42 „einiges Sonderbare“, das sie mittheilt. Die Stelle lautet: „Haben wir ja ihren Schutz in diesem Jahre in fast wunderbarer Weise erfahren. Oder ist es nicht sehr auffallend, daß gerade am Beginn des gleichfalls Maria geweihten Mai-monates der Krieg in Rußland eine fast plötzliche Wendung nahm und zu einem ununterbrochenen Siegeslauf wurde, und daß Italiens treuloßer Ueberfall, der im Mai begann und bereits vier Monate dauert, trotz seiner Uebermacht in den Karstgeländen des Sponzo und an den Felsenwänden Tirols bluttriefend abprallte? Mögen diejenigen, welche die Macht der Gottesmutter nicht kennen, in diesem Zusammen-treffen der Ereignisse einen Zufall erblicken: der gläubige Marien-verehrer sucht eine höhere Ursache und er findet sie in der mächtigen Fürbitte Mariens, die in ihrer Stellung zum Erlöser und zur er-lösten Menschheit begründet ist. Gott hat sie zur Mutter des Erlösers und dadurch zur Mutter der Erlösten erkoren. Da es undenkbar ist, daß der Gottmensch seiner Mutter eine Bitte abschlage, haben selbst gotterleuchtete Kirchenväter es nicht für unpassend gefunden, Maria die ‚fürbittende Allmacht‘ zu nennen. Und weil gerade die Kriege es sind, die auf die Geschiehe der Völker und der Kirche einen so ein-schneidenden Einfluß ausüben, war die Kirche von jeher überzeugt, daß die Königin des Himmels und der Erde um so inniger und ver-trauensvoller um ihren mächtigen Schutz anzurufen sei, je gewaltiger und grimmiger die Feinde sind, die unsere höchsten und heiligsten Güter bedrohen“ 2c.

Zu diesen Worten schreibt das Blatt, es wolle sich des Burg-friedens wegen in diese innere Angelegenheit der katholischen Kirche nicht mischen, es sei aber gut, solche Dinge kennen zu lernen und im Auge zu behalten. Wir meinen auch, daß es gut sei, dem Brixener Fürstbischof nicht etwa mit dem Berliner Glaubenstribunal, dem zu errichtenden Berliner „Spruchkollegium“ zu kommen, das in Tirol doch keine Geltung beanspruchen könnte.

Aber anders steht es, so schreibt das Blatt, mit einer Fest-stellung, die die „Straßburger Post“ (5. November) macht. Die Bistümer Metz und Straßburg feiern am 3. Juni (5. ?) alljährlich das Fest der heiligen Königin Klothilde . . . Die Verehrung dieser Heiligen mag an sich in keiner Weise, ebenso wie diejenige des Königs Ludwig von Frankreich zu beanstanden sein. Auffallen muß aber das Hauptgebet des Festtages, die sogenannte Oratio . . . die in Metz heute noch der Priester mit den Worten beginnt: Oremus! Respice, quaesumus, Domine, ad Francorum benignus imperium . . . Für Straßburg ist das Gebet schon lange gestrichen,

vielleicht wird es sich auch für Metz ermöglichen lassen. Dem deutschen Priester möchte beim Abbeten desselben Gebetes ein sonderbares Gefühl kommen und die des Lateinischen kundigen Gläubigen dürften in ernstem Konflikt mit der mehr als unzeitgemäßen Bitte kommen. Ein offizielles Kirchengebet für die Feinde. So ist es ja wohl nicht gemeint, aber es zeigt sich deutlich, zu welcher Sinnlosigkeit die Last der Tradition führen kann. So das Blatt. Man kann mit ihm bezüglich der Beseitigung des Gebetes ganz einverstanden sein, obwohl das Beten für die Feinde sogar Christenpflicht ist und Frankreich gerade heute des Gebetes bedürftig wäre, damit es sich wie zu Chlodwigs Zeiten wieder bekehre. Aber der Hieb mit der „Tradition“ ist unzeitgemäß und unpassend, denn er kommt von einer Seite, die mit jedem Fuße selbst auf einer vierhundertjährigen Tradition steht. Oder haben sie ein anderes Fundament? Auch die Bibel ist nichts anderes als ein Stück katholischer Tradition.

In der „Allg. Ev. Kirch.=Ztg.“ lesen wir eine Anerkennung, die der katholischen Geistlichkeit bezüglich ihrer Seelsorge in den Spitälern zuteil wird. Es heißt da in einem „Notruf aus den Lazaretten“ titulierten Artikel: „Da berichtet ein junger Arzt von seinen Verwundeten, von ihren Charakterzügen, von der Pflege, die sie haben, und den Unterhaltungen, die man ihnen bereitet! „Aber wie steht es mit der religiösen Pflege? Kommt kein Pastor zu euch?“ „Selten; der katholische Priester erscheint regelmäßig und besucht seine Leute. Der Besuch des evangelischen ist kaum zu rechnen.“ Oder eine pflegende Schwester beschreibt die Gutartigkeit der deutschen Verwundeten, die man wirklich lieb haben müsse; und wie dankbar sie seien, wenn ihnen die Schwester einmal einen Psalm und Abendsegen vorliest. „Ja, wo bleibt der Pastor?“ „Der kommt nur wenig. Wenn er einmal eine Ansprache hält, ist sie ein patriotischer Appell, wie man sie jetzt so viele hört.“ Auch sie hebt den Eifer des katholischen Geistlichen hervor, der oft und regelmäßig komme, den Verwundeten alle persönliche Teilnahme bezeuge, aber auch nie versäume, als Priester der Kirche zu reden. An Weihnachten sei es charakteristisch gewesen, den beiden Feiern, der evangelischen und katholischen, anzuwohnen. Der evangelische Geistliche war wieder der Patriot und erweckte wenig Weihnachtsstimmung; der katholische redete schlicht und schön von der Geburt des Heilandes, daß alle andächtig zuhörten und viele bewegt waren. Und ein drittes Lazarett! Auch dort wird auf die Frage, wie es mit der evangelischen Seelsorge stehe, in negativem Sinne geantwortet. Man möchte sagen, das sei nur Zufall, gerade solche drei Lazarette hintereinander! Wenn es so wäre, würden diese Zeilen nicht geschrieben. Nein, seien wir ehrlich, es ist vielfach Nothstand da. Nicht bei den Katholiken.

Es stand zu erwarten, daß gegen diese Darstellung Einwand erhoben werde, und es ist geschehen. Aber die genannte Zeitschrift blieb die Antwort nicht schuldig und die Abfertigung, die sie gab,